

Des Kaisers Kathedrale? Bilder, Texte und Gedankensplitter

**Eine Ausstellung im Basler Münster
im Rahmen des Projektes «Der Friede der Stadt»**

An der Seite des Eingangsportals zum Basler Münster thront die Gestalt Kaiser Heinrich II. Freundlich präsentiert der Kaiser das Modell der Kirche, die er gestiftet hat. Ihm gegenüber steht «der Fürst der Welt», der Versucher: Elegant und mit einem zynisch strahlenden Spott über dem Gesicht. Der Rücken enthüllt sein wahres Wesen: Schlangen, Kröten und Ungeziefer bedecken ihn.

Nach dem Erdbeben von 1356 haben die beiden Figuren diesen ihren heutigen Platz gefunden. Seither sagen sie jedem, der zu ihnen aufschaut: Es gibt eine gute, Gott wohlgefällige Macht. Sie stiftet Kirchen und schützt den Glauben. Kaiser Heinrich wollte nach seinen eigenen Worten «sich selbst mit all dem Seinen dem ungeborenen Vater zum Opfer darbringen»¹. Früh nach seinem Tod war er zur Idealgestalt eines christlichen Kaisers verklärt und 1146 heilig gesprochen worden. Eine andere Macht steht ihm gegenüber. Sie gibt sich überlegen und spöttisch. Freigeister lehren im Jahr 1277 in Paris, dass «der Glaube nichts sei, um das man sich kümmern müsse»². Diese weltmännische Art verdeckt aber nur ein zynisch zersetzendes Unwesen. So sagen es die Figuren am Portal.

Darf man aber in dieser Weise eine menschliche Person direkt einer geistigen Macht gegenüberstellen? Und gibt es neben diesen beiden nichts Drittes?

Nach den bitteren konfessionellen Streitigkeiten haben wir dieses Dritte gesucht: ein religiös neutrales Gemeinwesen, in dem Toleranz und Gewissensfreiheit die höchsten Güter sind, ohne dass deswegen die Gleichgültigkeit alles beherrschen muss. Denn keine Gemeinschaft kann gänzlich konfessionell neutral sein. In der Rechtsprechung, der Meinungsbildung, in den Schulen und bei den Werken der sozialen Solidarität spielen immer religiöse Entscheidungen mit.

Wir müssen unterscheiden und zusammenhalten, was die gemeinsame Aufgabe aller Bürger ist und was also «von Staates wegen» besorgt und erzwungen werden soll, und was in der Freiheit der Familie und des Einzelnen und seines Glaubens liegt. Es geht um die alte Aufgabe, die Jesus in die Worte fasst: «Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist» (Matthäus 22,21).

Die Bilder und Texte, die vom 9. September bis 14. November im Münster zu sehen sind, möchten mit knappen Einblicken in unsere Geschichte uns herausfordern, dass wir die eigenen Fragen und Antworten mit Distanz bedenken können. Und sie möchten daran erinnern: die reformierten Kirchen haben ihre Gotteshäuser recht gewaltsam gereinigt, aber auch vor barocken Veränderungen bewahrt. Ihr Weg ist und bleibt der Versuch, aus dem Wirken derer, die uns vorangegangen sind, das Gültige lebendig zu erhalten.

Die Einheit der Kultur

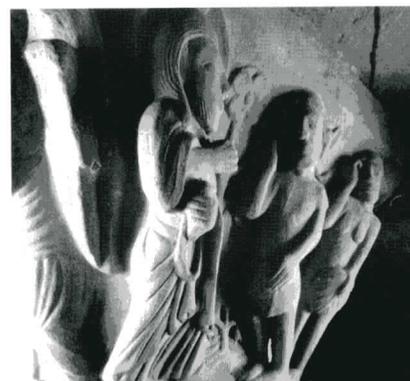
Zu den Kapitellen im Hochchor (um 1180)

«Was früher als Fabel angesehen wurde, bei oberflächlicher Betrachtung ohne allen Nutzen, hat sich später als voll von Geheimnissen erwiesen. Jetzt ist es willkommener, da es viel zum Aufbau der Lehre beiträgt», schreibt um das Jahr 1100 der Theologe Abaelard.³ Die Werke der griechischen und römischen Dichter, die Worte der Bibel, aber auch die Gestalten der germanischen Sagenwelt, das gesamte abendländische Bildungsgut wird von den Denkern des hohen Mittelalters «aufgebaut» zu einer einheitlichen Lehre von Gott, Welt und Menschen. Gegen die schwärmerischen und sektiererischen Geistesströmungen der Zeit behauptet man ruhig den Nutzen und das Recht von Bildung und Vernunft. Dazu müssen viele der überlieferten Erzählungen aber allegorisch umgedeutet werden, oft recht gewaltsam. Selbstverständlich weist der Opfertod Abrahams auf den Opfertod Christi – Jesus selber hat sich ja auf den Gott Abrahams berufen. Aber auch die Geschichte von Pyramus und Thisbe kann nur von der Liebe, die Christus und das Menschengeschlecht verbindet, berichten. Weil «jede Gabe und jedes vollkommene Geschenk von oben herab kommt, von dem Vater des Lichtes» (Jakobus 1,17), muss sich schliesslich alles zurückführen lassen auf den einen Ursprung, Gott, schreibt der Franziskaner Bonaventura um das Jahr 1250. Alles Wissen ist ihm in seinem

letzten Grund Theologie: «So ist es klar, auf welche Weise die vielgestaltige Weisheit Gottes, die lichtvoll in den heiligen Schriften überliefert wird, verborgen ist in jeder Erkenntnis und in aller Natur».⁴ Jedes Ding und jede Person wird wie durchsichtig für ein Licht, das aus dem einen Ursprung allen Lebens fließt.

Ein jugendliches Zutrauen zum Geist und zur Vernunft und ihren Möglichkeiten beflügelt die Denker und Künstler. Eine grosse Gewissheit erfüllt die Menschen und gibt ihnen die Ruhe und Kraft, dass sie trotz allen Wirren und Widrigkeiten der Zeit an ihrem Werk bleiben und über die Generationen hinweg all das Schöne schaffen können, von dem wir bis heute zehren.

Und doch: Umschliesst diese so weit gespannte Sicht nicht gewaltsam die Vielfalt des Lebens, und überdeckt sie nicht Gegensätze, die dann umso schmerzlicher aufbrechen? «Die Einheit der Natur» (C. F. von Weizsäcker) ist uns heute tiefer verborgen, und die geistige Welt zeigt sich viel schmerzlicher zerrissen, als die mittelalterlichen Denker es sehen wollten. Die Einheit, zu der sich die Bibel bekennt (5. Mose 6,4), ist in Gott selber. Wir können sie nicht sichtbar machen, nur glauben.



Aber die Schlange war listiger als alle Tiere auf dem Feld, die Gott der Herr gemacht hatte, und sprach zu der Frau: Ja, sollte Gott gesagt haben: Ihr sollt nicht essen von allen Bäumen im Garten?

Da wies ihn Gott der Herr aus dem Garten Eden, dass er die Erde bebaute, von der er genommen war. Und er trieb den Menschen hinaus und liess lagern vor dem Garten Eden die Cherubim mit dem flammenden, blitzenden Schwert.

aus 1. Mose 3

Wer hat dir gesagt, dass du nackt bist? Hast du nicht gegessen von dem Baum, von dem ich dir gebot, du solltest nicht davon essen?

Alexander wo wiltu hin
du hast nydert rechten sin
wil du wider dy gothait
streben daz wirt dir lait
in den himel chumt niemant
wan der ez verdienen chan
da von dein varn mir unmar
vil tumber allexander.

aus der Weltchronik
des Rudolf von Ems, um 1250



Dietrich von Bern rettet seinen Gefährten Sintram aus dem Mund des Drachens



...gehuften Tieren



Dietrich im Kampf...

...mit bärenartigen Ungeheuern



...und Löwen



Es war einer mit Namen Pyramus, der liebte ein edles Mädchen, und sie ihn. Sie hätten gern miteinander geschwätzt, aber wegen der übergrossen Aufsicht der Eltern konnten sie es nie. Da bezeichnete das Mädchen einen Ort ausserhalb der Stadt, zu dem es gehen wollte. Nun geschah es, dass ein Löwe kam. Und sie floh und liess ihr Kopftuch zurück. Und der Löwe beschmierte das Tuch mit dem Blut eines Tieres, das er gerissen hatte. Nun kam der Jüngling zu dem genannten Ort. Er sah das blutverschmierte Tuchstück und meinte, die Jungfrau sei von einem Tier getötet worden. Er zog sein Schwert und durchbohrte sich damit. Unterdessen kam das Mädchen zurück und sah den durchbohrten Jüngling. Da gab auch sie sich aus übergrossem Schmerz den Tod mit demselben Schwert.

Jener Jüngling ist der Sohn Gottes, der das Menschengeschlecht blutverschmiert und befleckt sieht vom Löwen, das ist, vom Teufel. Jener Gottessohn hat Mitleid mit den Menschen und kommt in die Welt und lässt sich töten, damit danach die Seele der Gläubigen sich selber töte durch Fasten und gute Werke für ihn, den sie liebt.

aus den Gesta Romanorum, (13. Jahrhundert) nach Ovids Metamorphosen



...da wird sein Heulen und Zähneklappern

Matthäus 8,12

Und als sie an die Stätte kamen, die Gott gesagt hatte, baute Abraham dort einen Altar und legte das Holz darauf und band seinen Sohn Isaak, legte ihn auf den Altar oben auf das Holz und reckte seine Hand aus und fasste das Messer, dass er seinen Sohn schlachtete.

1. Mose 22,9 und 10

...Ihr Wurm wird nicht sterben, und ihr Feuer wird nicht verlöschen...

Jesaja 66,24

Der Arme starb, und er wurde von den Engeln getragen in Abrahams Schoss... Nun wird er hier geröstet.

Lukas 16,22 und 25

Das Recht über dem Recht

Zur Vinzentiustafel (um 1100?)

Ausführlich und mit einer grossen Liebe zum Detail erzählt die Vinzentiustafel die Geschichte vom Widerstand gegen eine tyrannische Staatsgewalt und von der Kraft und Freiheit des Gewissens. Aus der Tradition der griechischen Philosophie steht Sokrates vor Augen, aus der Geschichte der Kirche aber treten die vielen Gestalten hervor, die für die Wahrheit gelitten haben.

«Ein Imperium dieser Welt erkenne ich nicht an, vielmehr diene ich jenem Gott, den kein Mensch gesehen hat noch mit diesen Augen sehen kann», hat nach dem offiziellen Gerichtsprotokoll der Märtyrer Speratus am 17. Juli des Jahres 180 vor seinem Richter gesagt. Und auf die Aufforderung hin, von dieser Überzeugung abzulassen, beharrt er darauf: Böse ist nicht die Überzeugung, böse wäre es, ein falsches Bekenntnis abzulegen.⁵ Im Jahr 250 schreibt Cyprian von Karthago an seine Gemeindeglieder, die im Gefängnis gehalten werden, einen Brief, in dem er ihre Standhaftigkeit lobt: «Mit Staunen über den himmlischen Kampf Gottes sah die Menge der Augenzeugen, wie seine Diener aufrecht standen: freimütig in der Rede, unbefleckten Geistes und voll göttlichen Mutes, entblösst zwar aller menschlichen Waffen, aber gerüstet mit der Wehr treuen Glaubens. Erhaben über die Folter standen die Gefolterten da...»⁶

Diese Erzählungen begleiten die Christenheit. Innig und oft weit über

die Grenzen des Glaubens hinaus hat das Beispiel des Bekennermutes und der Wahrheitsliebe Anerkennung und Achtung gefunden. Auf einem langen, schmerzlichen Weg hat es schliesslich auch die kirchlichen Machtansprüche von innen her aufgebrochen. «Nicht mit Gewalt, sondern allein durch das Wort» sind geistliche Fragen zu entscheiden, sagt das Augsburgische Bekenntnis von 1530.⁷

Alexander Solschenizyn hat unserer Generation neu in das Gewissen geschrieben, wie eine Gemeinschaft und wie jeder einzelne Mensch charakterlich zerfressen wird, wenn es an dieser Treue fehlt. «Die Volksseele stirbt» und die Überlebenden «verweset innerlich», wenn das Recht relativiert wird. Solschenizyn zitiert den sowjetischen Staatsanwalt Krylenko, der in seinen veröffentlichten Anklagereden sagt: «Soviel man hier auch über die überlieferten Gebote des Rechts, der Gerechtigkeit und so weiter reden mag ... wir schaffen ein neues Recht». Diese Selbstherrlichkeit gegenüber dem überlieferten Recht öffnet der Unmenschlichkeit Tor und Tür. Solschenizyn beschreibt aber auch, wie sich Glaube und Zivilcourage hier und dort erhalten und bewähren: «Sie sind gestorben – zersetzen lassen haben sie sich nicht», sagt er von den «besten Gläubigen Russlands».⁸



Auf Befehl des Richters Dacianus wurden beide nach Valencia gebracht. – Da schrie er sie zorn erfüllt an: «Was sagst du dazu, Valerius, dass du unter dem Vorwand der Religion gegen die kaiserlichen Dekrete handelst?» – Vinzenz, den er als vermessenen und trotzigem jungen Mann betrachtete, liess er auf die Folter spannen. – Während er am ganzen Leib gefoltert wurde, sagte ihm Dacianus: Sprich doch, was meinst du jetzt zu deinem armseligen Leib?



Vinzenz aber warf seinen Henkern sogar Langsamkeit vor und trieb sie frohen Mutes zur Folterung an. So bestieg er von sich aus den Rost, wo er gebraten und gebrannt wurde. – Sie stiessen ihm Haken und glühende Eisen in den ganzen Körper; sein Blut spritzte aufs Feuer, Verwundung folgte auf Verwundung.



So trugen sie Vinzenz auf ein weiches Bett, und nachdem er dort etwas geruht hatte, gab er seinen Geist auf. Als Dacianus das vernahm, sagte er: «So will ich ihn im Tod bestrafen.» Auf seinen Befehl wurde der Leib auf ein Feld gebracht und den wilden Tieren zum Frass ausgesetzt. Aber Engel kamen herbei und schützten ihn. Schliesslich kam ein gefräßiger Rabe und vertrieb mit Flügelschlägen die anderen Vögel.



Dacianus gab deshalb den Befehl, seinen Leib ins Meer zu werfen, damit er wenigstens von Meeresungeheuern gefressen werde. So brachten Schiffer seinen Leib aufs Meer und versenkten ihn, aber der Leib des Heiligen kam noch schneller als die Schiffe zur Küste zurück. Dort fanden ihn eine Matrone und einige andere Leute, und sie begruben ihn in Ehren.

aus den Goldenen Legenden, um 1270

Predigt, Dogma, Meinungsbildung

Zur Kanzel von 1486



1a. AD
Anno Domini
Im Jahr des Herrn

1b. MCCCCLXXXVI
1486

2a. CLAMA NE CESSES
Rufe, halte nicht zurück
(Jesaja 58,1)

2b. PECCANTES ARGUE
Die Sünder weise zurecht
(1.Timotheus 5,20)

2b

3a. SURDI AUDITE
Ihr Tauben hört

3b. ET CAECI INTUEMINI
Und ihr Blinde seht
(Jesaja 42,18)

3c. QUIA PROPE EST DIES DOMINI
Denn nahe ist der Tag des Herrn
(Joel 1,15)

3a

3b



Kanzelrelief

Prediger:

Tod: (zum Prediger)

STAND AUF YER TOTEN, KOMMET VÜR GERICHT
DU MUST AUCH HERVÜR

Das Konzil von Basel hatte einen früheren Konzilsbeschluss erneuert, nach welchem an jeder Kathedrale ein akademisch geschulter Theologe für die Bildung des Klerus und die Unterweisung des Volkes in der Heiligen Schrift eingesetzt werden soll. So wurde am 24. Juni 1469 die Predigtstelle am Basler Münster gestiftet «zum Lob und zur Ehre Gottes, des allmächtigen, und der glorreichen Jungfrau Maria... und aller Himmelsbürger, sowie auch zur Verbreitung des rechten Glaubens, zum Seelenheil aller Christgläubigen und zur Vermehrung des Dienstes Gottes in diesem Dome», wie es in der Stiftungsurkunde heisst¹⁰. Zunächst stand eine hölzerne Kanzel für den Prediger bereit, am 2. Februar 1486 aber hielt der zwei Jahre vorher berufene, in Paris promovierte Johannes Heynlin seine erste Predigt auf der neuen, steinernen Kanzel. Sie war nach seinen präzisen Angaben aus einem einzigen Steinblock gehauen worden.¹¹

Die Ausstattung der Kanzel zeigt programmatisch die soziale Einbindung und die innere Grundlage der Predigt. Zum einen gibt es einen bestimmten geschichtlichen Ort, an den sich der Prediger gestellt weiss. Seine Kanzel wurde vollendet in einem der Jahre, die nach dem Kommen Christi nun der Ausbreitung der Gnade Raum bieten (1). Zum andern gibt es einen klar gefassten und begrenzten Auftrag. In zwei Teilen findet sich eine «doppelte Inschrift», wie Heynlin ausdrücklich vermerkt. (Die Teile sind zwar ungleich, einmal sind es zwei, das andere Mal drei Spruchbänder, aber es sind doch zwei Teile, da im zweiten Teil ein Bibelwort auf zwei Bänder verteilt ist.) Die Sprüche richten sich zuerst (2) an den Prediger, dann an die Hörer (3). Der Redner wird aufgefordert, direkt und furchtlos ungeschminkt die Menschen als Sünder anzusprechen. Die Angesprochenen hingegen sind Taube und Blinde, die erst durch das Wort zu Sehenden und

Hörenden werden. Alle Fragen und Nöte, die wir haben, wenn wir das Bibelwort predigen und es verstehen möchten, sind damit angezeigt: Das biblisch gehaltene Wort der Predigt ist immer auch ein befremdliches Wort, das schwer, oder wohl eigentlich unverständlich ist (Jesaja 28,11). Es richtet sich an uns Menschen, die wir Sünder und als solche blind und taub sind für Gott. Erst wenn das Wort diese Erkenntnis schafft, werden auch seine übrigen Aussagen klar und licht. Die Verkünder sind darum stets in Gefahr, sich anzupassen und verzagt etwas vom Wort zurückzunehmen. Ihr Dienst hat aber seine Berufung im Gotteswort selber. Das Wissen darum soll sie standhaft machen.

Wie aber kommt die Berufung Gottes zu einem einzelnen, bestimmten Menschen, dass ich weiss: Ich, Johannes Heynlin, habe den Auftrag hier zu predigen?

Darüber entbrennt kurz nach der Errichtung der Basler Kanzel der Streit, der die westliche Kirche spalten wird. Spätestens seit dem Konzil von Trient bestehen verschiedene Konfessionskirchen nebeneinander.

Auf der einen Seite die römische, die den Anspruch erhebt, dass sie allein in der «apostolischen Sukzession» durch die Jahrhunderte der Gnade hindurch die Berufung an die einzelnen Amtsträger weitervermittelt. Auf der andern Seite die reformatorischen Kirchen, die Selbständigkeit für die lokalen Gemeinden fordern und in ihren Ämterordnungen stark von der jeweils geltenden politischen Ordnung abhängig sind. Martin Luther hat das Recht der Pfarrwahl für

die zum Gottesdienst sich versammelnden Gläubigen selber gefordert. Es soll eine demokratische Mitverantwortung aller Hörer für die Predigt und Lehre geben. Diese Forderung ist seit dem letzten Jahrhundert in den reformatorischen Kirchen weitgehend verwirklicht.

Die Verkündigung und Lehre, die für das Lebensgefühl der Menschen unserer Zeit entscheidend ist, geschieht aber zum grössten Teil längst ausserhalb der Kirchen. Die «Medien», die grossen Kulturinstitutionen und die Schulen und Universitäten bestimmen die «Traktanden» der alltäglichen Diskussionen und entscheiden so, was der Aufmerksamkeit wert erscheint. Lessing sah seine Kanzel auf der Theaterbühne, und nach dem Wort Hegels sind die Journalisten zu den Predigern und Vorbetern des modernen Menschen geworden: «Das Zeitungslesen des Morgens ist eine Art von realistischem Morgensegen», sagt er. «Man orientiert seine Haltung gegen die Welt an Gott oder an dem, was die Welt ist. Jenes gibt dieselbe Sicherheit wie hier, dass man wisse, wie man daran sei».¹²

Da aber ist es wiederum die Frage, wer die Verantwortlichen beruft, wo ihr Urteil seinen Grund hat und sein Mass nimmt, und in welcher Tradition und geschichtlichen Herkunft sie sich sehen.

Die Schule

Zur Grabplatte des Scolasticus Heinrich von Flachslanden (1353)



«Der Scolasticus muss jeden Samstag in die Schule gehen und den jugendlichen Kanonikern die Lesungen für den Morgengottesdienst vorlesen, damit sie diese genau und pünktlich lesen können», heisst es 1289 in der ältesten erhaltenen Anweisung an den Leiter der Basler Domschule.¹³

Diese Bestimmung ist wohl ein Versuch, zumindest einen wöchentlichen persönlichen Kontakt zwischen dem Schulleiter und den älteren Schülern sicherzustellen. Denn die tägliche Mühe der Schulung und Erziehung lag auf dem vom *Scolasticus* gewählten Rektor der Schule und dessen – oft schlecht bezahlten – Lehrkräften. Der Schulleiter selber war oft mit anderweitigen admini-

strativen und politischen Aufgaben beschäftigt.

Nach der von Ludwig dem Frommen geförderten «Aachener Regel» aus dem Jahr 816 musste es an jeder Kathedrale eine Schule geben. Sie sollte Knaben aus allen Schichten offenstehen. Vor allem lateinische Grammatik, Logik und Musik wurde gelehrt.

Der Schulbetrieb war auf Schritt und Tritt in das gottesdienstliche Leben verflochten. Zahlreiche Stiftungen lassen das Bild vor uns erstehen, wie der *subscolasticus* seine Schüler zu einer Messe führt, wo sie zum Heil der Seele einer frommen Stifterin das *sanctus sanctus* singen, worauf der Lehrer sechs Pfennige erhält und sie nach dem verfügbaren Schlüssel unter sich und den Schülern aufteilt. Das Leben der Schüler und Lehrer war wesentlich durch solche kleine und grosse Gaben, Anreize und Verpflichtungen geprägt. Wie viel Humor und Freudigkeit, und wie viel trockene und leidvolle Schinderei damit verbunden war, ist kaum allgemein zu fassen. Es wird – wie heute – stark an den Gaben und am Willen der einzelnen Lehrer gelegen haben, aber auch daran, ob der Gesang und all das, was einen jungen Menschen gemüthhaft erfüllen kann, den Schulalltag zu durchdringen und zu tragen vermochte. Gottfried von Strassburg beschreibt im 13. Jahrhundert in ergreifenden Versen, wie die Schule für seinen Helden der Anfang des Leidens ist.¹⁴

*In den aufblühenden Jahren,
da all seine Wonne erstehen sollte,
da er mit Freuden gehen sollte
in seines Lebens Beginn,
da war sein bestes Leben hin;
da er mit Freuden zu blühen begann,
da fiel der Sorgen Reif ihn an.
Der Bücher Lehre und ihr Zwang
war seiner Sorgen Anfang.*

Immerhin gab es Stiftungen, die vom Schulleiter ausdrücklich forderten, er solle auf «eine sanfte Gemütsart» der Lehrer achten.

Die späteren Reformen malen uns ein dunkles Bild von der pädagogischen Dummheit und Grausamkeit in den mittelalterlichen Schulstuben. Aber das ist das Bild der Reformen. Luther war zuversichtlich, «dass die Kinder mit Lust und spielend lernen könnten. Es ist jetzt nicht mehr die Hölle und das Fegefeuer unserer Schule, darin wir gemartert worden sind über den Casualibus und Temporalibus, da wir doch nichts denn eitel nichts gelernt haben durch so viel Stäupen, Zittern, Angst und Jammern».¹⁵ Aber hat sich dieser Optimismus Luthers als berechtigt erwiesen? Und wird sich die pädagogische Zuversicht unserer Zeit als berechtigt erweisen?

Die Mahnungen der ersten Lehrer der Kirche geben dem Schulwesen durch das ganze Mittelalter hindurch seine innerste Ausrichtung. Ein Kind «in der Zucht des Herrn erziehen» (Epheser 6,4) heisst, es Gott als Opfergabe darbringen, seine Seele einzuweisen in die eine, grosse geistliche Bewegung der Heiligung und Vervollkommnung, wie sie im Gottesdienst geschieht. Die Erzieher sollen «das, was der Natur fehlt,

durch besondere Sorgfalt ersetzen.»¹⁶ Luther gibt dem eine andere Wendung. Die Schule dient nach seinem Verständnis nicht so sehr der eigenen Vervollkommnung und seelischen Erhebung, sondern sie ist in erster Linie ein Werk der Nächstenliebe: Wer begabte Kinder hat, darf sie nicht Gott und den Mitmenschen vorenthalten, er ist moralisch verpflichtet, sie etwas lernen zu lassen, so dass sie der Kirche und ihrem Land nützlich sein können. Sowohl von Luther wie vom Mittelalter ist aber das moderne Schulwesen geschieden durch zwei Veränderungen: Zum einen ist der allgemeine Schulzwang eine Forderung, die sich erst seit der Aufklärungszeit gegen den Widerstand des Volkes allmählich durchgesetzt hat. Zum andern ist die zentrale Stellung der Musik und die Verbindung mit dem Gottesdienst verloren gegangen. Was das für den Schulalltag und für die Qualität des Wissens bedeutet, ist schwer zu ermes- sen.

Barmherzigkeit und Recht

Zu den Seitenreliefs der Galluspforte (um 1170)

«Gutes zu tun und mit anderen zu teilen, vergesst nicht», lautet die wiederkehrende neutestamentliche Mahnung (Hebräer 13,16). Mit ihr werden die Gläubigen eindringlich zurückgebunden in eine Verpflichtung, die in vielen Kulturen und Religionen einen zentralen Platz einnimmt. «Das Gefühl des Mitleids und Erbarmens ist Menschlichkeit», sagt auch der Schüler des Konfuzius, Mengtse.¹⁷

Jesus verschärft das in seinem Gleichnis zu einem äussersten Ernst: Das ewige Schicksal eines jeden Menschen entscheidet sich daran, was sein Tun im Verborgenen Gutes bewirkt hat für die Hilflosen. Die sechs Werke der Barmherzigkeit, die er nennt, stehen darum wie kleine Mahnworte in den Seitenpfeilern der Galluspforte, die unter dem thronenden Weltenrichter hindurch in das Ende der Zeit hineinführt. «Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan», sagt der Richter (Matthäus 25,31–46).

Was aber heisst das, wenn wir vor der Aufgabe stehen, die Unterschiede in Besitz und Können auszugleichen und den Kranken, Gestrauchelten und Mittellosen wirksam Hilfe zu bieten? Der Abt von Cluny ermahnt in seinem Brief vom 15. Mai 1280 den Prior des Klosters St. Alban «in aller Strenge unter Androhung der Strafe der Exkommunikation», die für die Armen bestimmten Mittel tatsächlich nur für sie zu ver-

wenden und keine Entschädigung für die eigene Mühe davon abzuzweigen. Vielmehr sollen die eventuell verbleibenden Gelder «zum Kauf von Wolle und Leinentüchern verwendet werden für die Verteilung an die Armen in der Zeit der winterlichen Kälte».

Gleichzeitig schreibt er aber auch, dass die Hilfe nicht beliebig und blind, aus dem blossen Gefühl des Mitleidens heraus geschehen darf. Die Mönche sollen einen geeigneten Mann aus ihren Reihen wählen, der es versteht, die Gaben so auszuteilen, wie es «der Notwendigkeit der Bedürftigen und dem Heil seiner Seele am besten zuzukommen scheint».¹⁸ Was kurzfristig wohltut und was längerfristig hilft, und erst recht, was dem Heil der Seele dient, ist nicht immer dasselbe und oft nicht leicht zu unterscheiden. Was ist eine Tat der Nächstenliebe und was tut nur dem Gefühl der eigenen Güte wohl?

Mit der Reformation wurden auch die vielen Formen der sozialen Hilfe versachlicht, von den geistlichen Stiftungszwecken gelöst und zentralisiert. Die Almosenordnung von 1526 nennt gleich am Eingang die sechs Werke der Barmherzigkeit. Man wollte aber unterscheiden zwischen den «unnützen, mutwilligen Menschen», die durch eigene Faulheit arm waren, und den «frommen, ehrbaren Leuten», die durch ein Unglück oder durch «die grosse Menge der Kinder» arm waren.¹⁹



Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränkt.



Ich bin fremd gewesen, und ihr habt mich beherbergt.



Ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich bekleidet.

Aus den eigenen Leuten aber wollte man – wenn nötig mit Zwang – «gute Bürger machen».²⁰

In Strassburg rät Lukas Hackfurt, man solle nicht Almosen geben, bis die Empfänger davon abhängig seien, sondern rechtzeitig jedem «genugsam sein verurthetes Leben erzählen» und ihm nur gerade soviel geben, «dass er nicht Hungers sterbe», bis er Besserung und Busse tue.²¹ Man bat die Bittenden zur Arbeit und Arbeitsunwilligen und Ortsfremden gab man in der Armenherberge Mus und Brot und hiess sie dann «unverzüglich weggehen» und nicht zu bald wieder in die Stadt zurückkommen. Für Lebenskünstler wurde es entschieden schwieriger... Die zentralisierte Armenkasse konnte aber nicht, wie erhofft, umso besser helfen. Vielmehr gingen die Spenden dramatisch zurück, bis man schlussendlich nur noch etwa über einen Drittel der früheren Einnahmen verfügte. Der engagierte Strassburger Armenfürsorger Alexander Berner schreibt 1531 über die Verhältnisse in

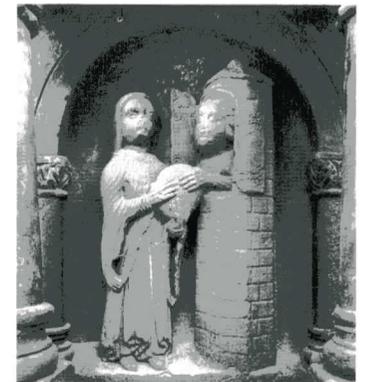
Basel: «Sie haben eine ganz gute Ordnung, mich dünkt aber, die halten sie nicht sehr gut, und ich achte, dass kaum ein Ort ist, da die Bettler mehr Not leiden als im Schweizer Land und vorab den evangelischen Städten Zürich und Basel». Statt das Spendengeld auszugeben, würden es die Verantwortlichen lieber anlegen «und Zins darum kaufen».²²

Mit der Reformation beginnt so gesehen der Versuch, den das Mittelalter nicht kennt, und der bis heute immer neue und radikalere Formen angenommen hat: Der Versuch, das Problem der Armut als solches endgültig zu lösen, die Armut und das Elend mit vernünftigen politischen Massnahmen aus der Welt zu schaffen und endlich überhaupt die Unterschiede zwischen arm und reich aufzuheben.

Im Vergleich zu diesem modernen Bestreben nehmen sich die Stiftungen und Liebeswerke des Mittelalters kindlich, aber in dem grundlegenden Respekt vor dem Armen auch sehr liebenswert aus.



Ich bin krank gewesen, und ihr habt nach mir gesehen.



Ich bin im Gefängnis gewesen, und ihr habt mich besucht.



Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mir zu essen gegeben.

Die tragende Gemeinschaft

Zur Tafel mit den Baumeistern (um 1200)

Innerlich und äusserlich sind die Baumeister des Münsters ganz zu Hause in dem einen und selben Werk, das sie leibhaftig und geistig fordert und umfasst. Das gibt ihnen die ruhige Schaffenskraft, die ihr langatmiges Wirken über die Generationen hin möglich macht. Für sie gibt es keine Trennung des Lebens in private und öffentliche Bereiche, keine Scheidewand zwischen wirtschaftlich-politischem und religiösem Verhalten und nichts, was das «wissenschaftliche» und das «gläubige» Denken grundsätzlich unterscheidet. Ob sie über die pythagoreische Geometrie nachsinnen, aus dem Stammbaum Jesu die Zahl der Stufen in den Chorumgang bestimmen, im Steinbruch die geeigneten Blöcke für ein besonders schwieriges Werkstück aussuchen, mit den Auftraggebern über die Lohnfelder verhandeln oder im winterlichen Morast auf der Baustelle die Vorarbeiten für ein Fundament überwachen – in allem geht es ihnen wieder darum, selber teilzuhaben an dem Dienst und eingefügt zu werden in das Kunstwerk, das der Schöpfer erdacht, errichtet und in Christus zu erneuern und schöner noch wiederherzustellen begonnen hat. «Ihr seid der Tempel Gottes», schreibt Paulus an die Korinther (1.Korinther 3,16), und das nehmen die vielen Menschen, die mit dem Bau der mittelalterlichen Kathedrale beschäftigt sind, für sich in Anspruch. Mit dem wachsenden Gebäude steht ihnen

das Ziel und der Grund all ihrer Not und Hoffnung vor Augen. Der Schöpfer selber ist ihnen Vorbild, wie das Einzelne und die verschiedenen Menschen mit ihren unterschiedlichen Stellungen ihren Platz erhalten in dem einen, grossen Ganzen. Hugo von St.Viktor schreibt in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts:

«Diese Vielfalt und Verschiedenheit der Gesamtheit aller Dinge ist die Schönheit. Wären die einzelnen Dinge nicht auf verschiedene Weise schön, könnte die Gesamtheit nicht zugleich im höchsten Grad schön sein. Denn irgendein Bestandteil des Ganzen könnte nicht aufnehmen, was die Gesamtheit der Schönheit ergibt. Die höchste Schönheit ist in den Einzeldingen in unterschiedlicher Anteilnahme verteilt, damit sie zugleich vollkommen in der Gesamtheit und schön in den Einzeldingen sein kann.»²³

Diese Schönheit haben spätere Geschlechter im Kunstgebilde eines idealen Staates gesucht, der mit der Freiheit und Brüderlichkeit auch die Gleichheit herstellt, oder in den Träumen von einer ursprünglichen Unschuld und einem Rückgang zu dieser ersten «Natur». Bis schliesslich Friedrich Nietzsche in seiner dunklen, trauervoll hochgespannten Art schreiben konnte: «Überall, wo der Geist heute streng, mächtig und ohne Falschmünzerei am Werk ist, entbehrt er jetzt überhaupt des Ideals».²⁴

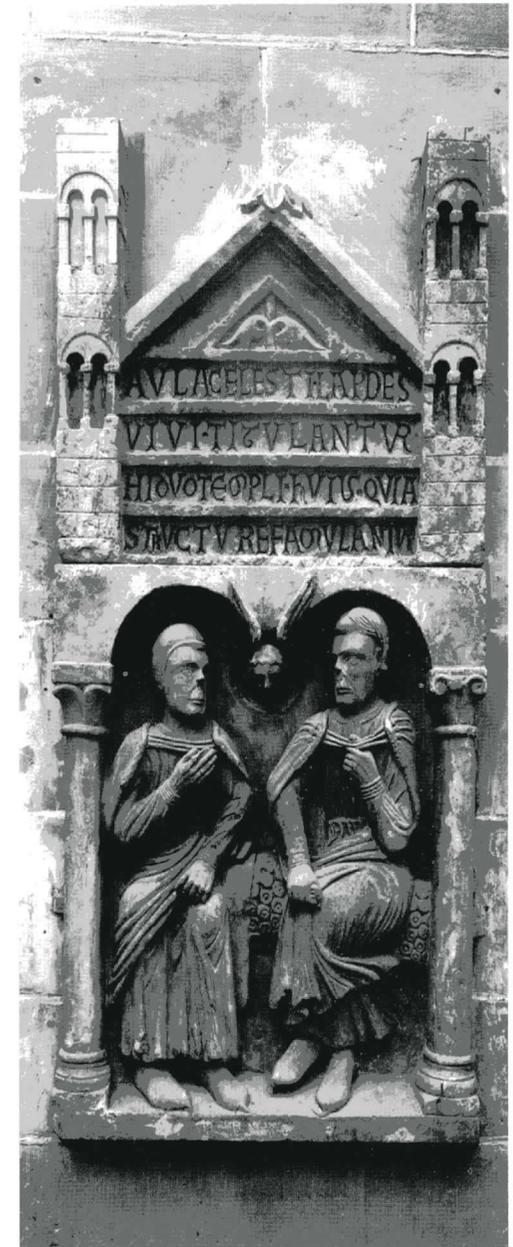
AULA CELESTI LAPIDES
VIVI TITULANTUR
HI DUO TEMPLI HUIUS QUIA
STRUCTURE FAMULANTUR

Steine der himmlischen Hallen,
lebendige, werden genannt,
diese beiden,
da sie bei dieses Tempels
Bau mithelfen.

Und auch ihr als lebendige
Steine erbaut euch zum
geistlichen Hause und zur
heiligen Priesterschaft,
zu opfern geistliche Opfer,
die Gott wohlgefällig sind durch
Jesus Christus. 1. Petrus 2,5

Und doch zieht der Glaube der vergangenen Geschlechter noch immer die Besucher und Beter an sich, und die biblischen Geschichten und Gebete binden die Herzen. Nichts hat das Evangelium ersetzen können. Der Philosoph Karl Löwith hat recht, wenn er im Rückblick auf den Zerfall der christlichen Kultur sagt, dass die christliche Pilgerschaft nicht heimatlos werden kann dort, «wo sie gar nie zuhause ist».²⁵

Und doch möchte man wünschen, dass uns zeitliche Formen geschenkt werden, in denen neue Generationen gehalten werden und die Kraft zu einem schöpferischen Wirken finden.



- ¹ Monumenta Germaniae historica II, No. 143, zitiert bei Carl Pfaff, Kaiser Heinrich II., sein Nachleben und sein Kult im mittelalterlichen Basel, Basel 1963
- ² so der 16. der Sätze, die von Bischof Etienne Tempier verurteilt wurden, zitiert nach der Ausgabe von Kurt Flasch, Aufklärung im Mittelalter, Mainz 1989, S. 112
- ³ Theologia «Summi Boni» c. 38, zitiert nach Heinrich Fichtenau, Ketzer und Professoren, München 1992, S.19
- ⁴ De reductione artium ad theologiam 1 und 12, in der Ausgabe Julian Kaups, München 1961, S. 234 u. 270
- ⁵ Kirchen- und Theologiegeschichte in Quellen, Bd. 1, Alte Kirche, hg. v. A.M.Ritter, Neukirchen-Vluyn, 1977, S.44f.
- ⁶ Texte der Kirchenväter, hg. v. A.Heilmann, München 1964, Bd. 4 S.73
- ⁷ Artikel 28
- ⁸ Der Archipel Gulag, Bern 1974, Teil 1 und 2, S. 297; Teil 3 und 4, S. 601 und 616f.
- ¹⁰ Generallandesarchiv Karlsruhe, R 19/55, 24.6.1469, teilweise mitgeteilt bei Emanuel LaRoche, Beiträge zur Geschichte des Basler Münsters II, Basel 1882, S.41
- ¹¹ Handschriftliche Angaben Heynrlins im Codex A VII,8 der Basler Universitätsbibliothek, transkribiert bei LaRoche, a.a.O. S. 43
- ¹² Karl Löwith, Von Hegel zu Nietzsche, Hamburg, 7. Aufl. 1978, S.60
- ¹³ Basler Urkundenbuch III, S. 330
- ¹⁴ nach A.Fechter, Geschichte des Schulwesens in Basel bis zum Jahr 1589, Basel o.J. (1837), S.24f.
- ¹⁵ An die Ratsherren aller Städte deutschen Landes, dass sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen, 1524, Weimarer Ausgabe Bd. 15, S.46
- ¹⁶ Johannes Chrysostomus, Texte der Kirchenväter, a.a.O, Bd. 2, S.519
- ¹⁷ Religionsgeschichtliches Lesebuch, hg. v. A.Bertholet, Tübingen 1908, S.59f.
- ¹⁸ Basler Urkundenbuch II, No. 307, 15.Mai 1280
- ¹⁹ Almosenordnung vom 13.Januar 1526, Aktensammlung zur Geschichte der Basler Reformation II, No. 264
- ²⁰ Caspar Hedios, Vom Almosen geben, Strassburg 1533, bei Thomas Fischer, Städtische Armut und Armenfürsorge im 15. und 16. Jahrhundert, Göttingen 1979, S. 248
- ²¹ Denkschrift von 1532, in: Otto Winckelmann, Das Fürsorgewesen in der Stadt Strassburg vor und nach der Reformation, Leipzig 1922, bei Fischer, a.a.O. S.246
- ²² Fischer, a.a.O S. 271 und 298f.
- ²³ Expositio in hierarchiam II, zitiert nach Rosario Assunto, Die Theorie des Schönen im Mittelalter, Köln 1982², S. 202
- ²⁴ Zur Genealogie der Moral, III, Aph. 27
- ²⁵ Von Hegel zu Nietzsche, a.a.O. S. 415

Die Ausstellung konnte realisiert werden dank Beiträgen
der Sophie und Karl Binding-Stiftung,
der Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige GGG,
der Evangelisch-reformierten Landeskirche
und der Münstergemeinde Basel.

Fotos: Erik Schmidt

Künstlerische Gestaltung: Dorothea Erny

Druck: J. Kopp, Zweisimmen